



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Österreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zeit auf dem Gebiete des religiösen Lebens in diesen Andachtsbilde, wie in den früher genannten religiösen Geschichtsbildern und in den nicht minder eigenartigen, hier leider nicht näher zu verfolgenden Versuchen, Christus als die Verkörperung der gegenwärtigen Liebe Gottes mitten hineinzustellen in dem heutigen Leben entnommene Szenen, überzeugend wieder; zugleich freilich die Thatsache, daß alles noch Taster ist, ohne Zweifel, weil das historische und das psychologische Interesse das eigentlich religiöse noch zu sehr überwiegt.

(Schluß folgt.)



Aus Österreich.



ie Tagespresse ist eine zweischneidige Waffe," und: „Man kann scheinbar mit großer Rücksichtslosigkeit über die eignen Schwächen aburteilen, und es doch sehr übel vermerken, wenn ein anderer glaubt, denselben Ton anschlagen zu dürfen.“ Das sind zwei Wahrheiten, die jedermann anerkennen wird, und als dritte könnte hinzugefügt werden, daß sie jedermann jeden Augenblick vergift. Der jüngste Federkrieg zwischen Pest, Wien und Berlin hat das wieder bewiesen, der ein wenig an das Triangelduell in einem englischen komischen Roman erinnerte, und dem wir in den Kronländern, obwohl nach Wien gravitierend, gewissermaßen als Unparteiische beigewohnt haben. Denn wir lassen uns den Glauben an den Bestand des Bündnisses mit Deutschland nicht durch eine noch so hitzige Preßfehde erschüttern, weil es zugleich eine politische Notwendigkeit und die Befriedigung der Wünsche der Deutschösterreicher ist; und wir halten dafür, daß, mag auch der Streit mutwillig vom Zaune gebrochen worden sein, es gar nicht schadet, wenn dann und wann in der Hitze des Gefechts Wahrheiten herausgesprudelt werden, die man sonst aus Schonung zurückgehalten hätte. So dürften in diesen Tagen über die Ersprießlichkeit intimer Beziehungen zur Presse an manchen Orten Betrachtungen angestellt worden sein.

Wenn die Zeitungen zornig werden, so nennen sie sich gegenseitig „offiziös“, das ist der Ausdruck der höchsten Verachtung. Aber es ist nicht jeder frei, der der Ketten der andern spottet! Daß grimmige Oppositionsblätter durch Hintertüren den Weg in die Ministerialbureauz oder die Hofämter zu finden wissen, kommt wahrscheinlich überall vor, und nicht nur Staatsregierungen halten sich offiziöse Organe, auch Korporationen und Personen in den verschiedensten Schichten, Banken, Eisenbahngesellschaften, Abgeordnete, Bürgermeister, große

und kleine Herren. Für viele gehört, wie es scheint, zum Morgentkaffee außer der Zigarre auch der eigne Name in Druckerfchwärze, und dieser Genuß muß durch kleine Gefälligkeiten erkaufte werden. Man lädt die Redakteure zu ſich ein und läßt es ſich gefallen, von ihnen an öffentlichen Orten vertraulich begrüßt zu werden, und dafür entſchädigt man ſich im Kreiſe der Standesgenoffen durch Klagen über die Zubringlichkeit des „Federviehs“, mit dem man ſich leider bei dieſen Zeiten gut ſtellen mußte u. ſ. w. Doch iſt damit nicht immer die Sache abgethan. Solche ſozuſagen freunſchaftliche Beziehungen können gefährlicher werden, als die geſchäftsmäßig geregelten mit Soll und Haben, Saldo mir und Saldo dir. Ein Staatsmann hat das Recht zu ſagen: „Ich bin nur für das verantwortlich, was in amtlicher Form auftritt.“ Wie aber will der Privatmann die Frage beantworten, weshalb er gerade dieſes oder jenes Journal mit ſeinem Vertrauen beehre, deſſen politiſche Färbung ihm doch bekannt ſein mußte? Kann er den Verdacht abwehren, daß die Übereinstimmung mit der politiſchen Haltung des Blattes ſeine Wahl beſtimmt habe? Und daraus können allerdings ſehr läſtige Folgerungen gezogen werden.

Was den Anſtifter des ganzen Lärms betrifft, ſo hat er augenſcheinlich nur von ſich reden machen wollen, und es iſt verſtändlich, daß ſeine magyariſchen Kollegen entrüſtet ausrufen: „Was geht es uns an, wenn das deutſche Organ der Budapeſter Börſe ſich wichtig macht?“ Nur werden ſie gut thun, dafür zu ſorgen, daß die ungarischen Abgeordneten und Delegirten in Zukunft ſich nicht mehr der flinken Feder des Herrn Max Falk für ihre Staatsſchriften bedienen, damit kein Zweifel an der Aufrichtigkeit der in ihren Adreſſen und Referaten ausgeſprochenen Überzeugungen entſtehen kann. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch mit Bedauern bemerkt, daß die magyariſch geſchriebenen ungarischen Blätter in Berlin nicht geleſen würden. Das iſt in der That zu bedauern, aber in dieſem Schickſal müſſen ſich kleine Nationen finden. Wenn heute noch die Verkehrſprache in Ungarn die lateiniſche wäre, würden wir, ich meine, wir nächſten Nachbarn, ohne Frage über dortige Verhältniſſe uns leichter orientiren können, während jetzt thatſächlich ſchon für uns hinter der Mur und Leitha und den kleinen Karpathen eine fremde Welt liegt. Unſre Kinder werden allerdings, um in Osterreich noch geduldet zu werden, wahrſcheinlich ein halbes Duzend Sprachen erlernen müſſen, die außerhalb Osterreichs von niemand verſtanden werden, und ihnen wird es auf eine mehr nicht ankommen, überdies eine, die wenigſtens den Zugang zu einer Litteratur öffnet. Auf das jetzige Geſchlecht iſt aber ſchwerlich noch zu rechnen. Es wird ſogar behauptet, daß nicht einmal alle Miniſter ſich geläufig im Sloveniſchen ausdrücken könnten, ein Mißſtand, der wohl demnächst zum Gegenſtande einer Interpellation gemacht werden wird. An die Miniſter anderer Staaten werden nicht ſo große Anforderungen geſtellt, ihre Muttersprache und Franzöſiſch genügen in der Regel, bemüht ſich ein Geſandter, die Sprache des Landes, in dem er accreditirt iſt,

zu lernen, so wird ihm das hoch angerechnet. Aber Österreich hat keine Sprache, darf keine haben, bei dem bloßen Worte Staatsprache verfallen ganze Nationalitäten in Krämpfe. Da ist es wohl für einen Diplomaten sehr schwer, seine Kenntnis der verschiedenen öffentlichen Meinungen aus den Quellen zu schöpfen, er müßte denn mit dem zufrieden sein, was ihm vom Minister des Auswärtigen und in den Salons erzählt wird. Das soll vorkommen. Sonst sieht er sich auf den Scharfblick und die Gewissenhaftigkeit von Übersetzern angewiesen, die selbst nur wiedergeben können, was die Zeitungen zu sagen gutfinden.

Und welche Kluft gähnt oft zwischen den Ansichten des Volkes und der Sprache seiner freiwilligen Vertreter, der Zeitungen! Unter uns Provinzbewohnern giebt es gar viele, die mit den verbreitetsten Wiener Blättern nicht im mindesten einverstanden sind, obschon diese die Sache der Deutschösterreicher zu führen versichern. Heute handelt es sich nur um ihr Verhalten gegenüber dem Deutschen Reiche. Es wäre unrecht, zu sagen, daß demselben nicht vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet werde. Was die Berliner Fortschrittshelden in der Kammer oder in den Zeitungen zum Besten geben, bleibt uns nicht verborgen, es müßte denn die Frechheit und Tücke so groß sein, daß österreichische Leser an der Partei irre werden könnten, welche angeblich allein noch das „Ideal“ hochhält. Zur Zeit der Wahlen wird uns so beweglich über das Kartell und die verabscheuungswürdigen Landräte vorgepredigt, als ob das Heil Österreich-Ungarns davon abhinge, daß irgendwo in Ostpreußen oder Westfalen ein Freisinniger über einen Freikonservativen siegt. Und wenn ein — „Börsenkourier“ (der in der „Koulisse“ wohl für den zweitem Paul-Louis Courier gehalten werden mag) bei seinem gewiß anstrengenden Berufe, die neuesten Nachrichten über „Lieb“ und „Kontermine“ zu verbreiten, noch Muße zu Betrachtungen über hohe Politik erübrigt, so werden Post und Telegraph in Anspruch genommen, damit wir seine Aussprüche noch warm und ausführlich erhalten. Auch über das Schaffen der Herren Blumenthal und Lindau und der andern großen Dichter an der Spree sind wir stets aufs genaueste unterrichtet, und die Eröffnung eines „Lessing-Theaters“ verschafft uns die Beruhigung, daß Lessing nicht umsonst gelebt hat. Aber damit sind wir auch abgefertigt. Das Nichtpolitische wird vom Standpunkte des Theater- und Kaffeehaus-Besuchers behandelt, der von der Wissenschaft, von der nicht nach der Elle ausgeschnittenen Litteratur, von der ersten Kunst nur dann Notiz nimmt, wenn sie durch irgendwelche persönliche Beziehung interessant gemacht werden. Und die Politik wird durch die Brille von Richter u. Comp. angesehen. Was Bismarck gethan hat, läßt sich nicht in Bausch und Bogen verwerfen, z. B. die Stiftung des mitteleuropäischen Bundes, aber alles, was er thut, ist zum Unheil. Sogar Windhorst und Bebel werden von den erbitterten Feinden aller Kirchlichkeit und den begeisterten Verehrern des

mobilen Kapitals, zu Gnaden angenommen, wenn sie dazu beitragen, den Ministern das Leben sauer zu machen. Und dann wundert man sich noch, daß die Nationalgefinnten in Deutschland von der deutsch-österreichischen Presse nicht entzückt sind! Wenn wir Provinzler unser Mißfallen über sie zu erkennen geben, geht man mit geringschätzigem Schweigen darüber hinweg; kommen die Urteile aus dem Auslande, so wird wenigstens nach einer Beschönigung gesucht. Das ist das Gute an dem Handel.

Denken wir um dreißig Jahre zurück, so sehen wir vollständige Ausrottung des österreichischen Staatsgedankens durch die Politik, die nicht nur das „Vierzigmillionenreich“ auf neuen, unerschütterlichen Grundlagen aufgebaut, sondern auch ganz Deutschland in seine Machtsphäre gezwungen zu haben glaubte. Jedermann kennt die Stimmung, nur die Regierung nicht, die in ihrem Stolze auf den Sieg von Olmütz, auf das Konkordat, auf die entfernte Teilnahme am Kriege gegen Rußland alle Zeichen verachtet. Das ändert sich mit der Einberufung eines Parlamentes, aber keineswegs mit einem Schlage. In allen nichtdeutschen Nationen wird der Gedanke des Föderalismus verbreitet, und die Alpenländer fordern mit Nachdruck wenigstens „Autonomie“; daß die Böhmen von der sächsischen Grenze sich sofort zum Zentralismus bekehren, ist der Verdienst ihrer ungeberdigen Landesgenossen. Und nun wiederholt sich immer dasselbe Schauspiel. Diese zentralistische Partei, von juristisch gebildeten, schlagfertigen Rednern organisiert und diszipliniert, erklärt die österreichische Gefinnung für ihren ausschließlichen Besitz. Jede neue Wahl bringt neue Männer in das Haus, die dem Willen ihrer Wähler gemäß eine entschiednere Betonung des Deutschtums in ihr Programm aufgenommen haben; dafür werden sie mit größerer Erbitterung als Tschechen und Konfanten bekämpft, zurückgedrängt — außer wenn man ihrer entschlossenen Thätigkeit bedarf, wie bei dem Ansturme gegen Belcredi und Hohenwart — und zersprengt; die nicht unterworfenen Reste schließen sich an den nächsten neuen Schub an, und das Spiel beginnt von neuem. Die alte Partei bleibt immer siegreich, wie dazumal Alexander Bach; wie er von seinen Bezirkshauptleuten, empfängt sie von getreuen Vereinen und Zeitungskorrespondenten Stimmungsberichte, ignoriert die nichtgünstigen und den stillen Abfall der Überdrüssigen, die allmähliche Abwendung der Welt von dem Glauben an die Allgewalt des Parlamentarismus. Einer von den Führern ließ sich wohl neulich das Geständnis entschlüpfen, daß, wer den Schuh trägt, am besten wisse, wo er ihn drückt, oder auf deutsch, daß Fabrikanten und Häusler nicht berufen werden sollten, bäuerliche Angelegenheiten zu ordnen. Allein das war so wenig ernst gemeint, wie die sehr verständigen Zeitungsartikel über den Ruin Frankreichs durch die konsequente Anwendung des parlamentarischen Wesens. Morgen sind doch wieder die Advokaten, Parlamentarier von Beruf und Journalisten diejenigen, die alles verstehen, daher über alles zu entscheiden haben.